

Das Fest

Richard Jilka

Wir waren zwischen 40 und 50. Wenn man in den Kneipen oder Biergärten unter Jüngeren untertaucht, erkennt man einander kaum, übersieht sich. Man späht bloß flüchtig in die Runde, um zu sehen, ob ein anderer da ist, der den Alterspräsidenten macht. Hat man ihn gefunden, ist man beruhigt. Auf einer Party von Gleichaltrigen ist es beruhigend zu sehen, daß es so viele von uns gibt und man nicht alleine welkt. Pünktlich erscheinen die meisten zu dem, was sie nun „Fete“ nennen, zwischen 20 und 21 Uhr sind sie da, nicht erst gegen Mitternacht. Sie tanzen nicht mehr auf zwei Hochzeiten in einer Nacht, um keine Gelegenheit zu verpassen. Die meisten Gelegenheiten sind ohnehin längst ausgeschöpft, oder eben verpaßt. Mangels Gelegenheiten essen sie reichlich, trinken mäßig, tanzen sogar wie früher, der Bewegungsablauf ist seit dazumal eingeübt, und viele verschwinden wieder gegen 24 Uhr. Der Babysitter hat nicht länger Zeit oder es war und wird wieder ein harter Tag. Und so richtig in Stimmung ist man schon lange nicht mehr gekommen. Schwätzend oder Tanzend spielt man sich selbst in jüngeren Jahren. Wenige verhalten sich ihren Jahren gemäß, die Meisten versuchen wie Dreißigjährige zu wirken. Manche Frauen sind dürr, als müßten sie ohne ausreichende Nahrung in einem Kerker darben; andere zeigen unterm kappen Röckchen ihre stämmigen Schenkel oder führen ihren „Lover“, so nennt man das nun wohl, vor, indem sie ihn unentwegt abknutschen; nur vor aller Augen. Einige, die weder tanzen noch einen zum vorführen haben, werden mit den Stunden sehr still, reglos ihre Gesichter, müde oder traurig stecken sie sich wieder eine Zigarette an. Männer haben es natürlich leichter, sie versammeln ihre Wampen um das Fäßchen und schon nach annähernd einem Liter fühlt sich jeder so wohl, wie immer bei dieser Gelegenheit. Die Musik ist sehr laut, wie früher.

Meine mütterliche Freundin belehrte mich oft, daß ein Fest aus essen und trinken, aber hauptsächlich aus essen bestehen würde. Mittlerweile – die im Jahreslauf sich wiederholende Erfahrung langweiliger Gelage ist unbestreitbar – stimme ich ihr zu, obwohl ich anderer Meinung bleibe: Bei einem Fest, das diesen Namen verdient, erwartet man das Erscheinen einer Gottheit oder eines Tieres. – Der eigentliche Zweck eines jeden Festes, wie könnte es anders sein, ist die Beschwörung des Eros, sein fleischlich oder geistiges Erscheinen ist das festliche Ziel. Am gelungensten aber ist solche Hochzeit in beiderlei Gestalt. Komme was wolle, der Eintritt des Ungewöhnlichen ist die festliche Steigerung unserer Alltage. Eine der Gelegenheiten, uns für das Eindringen des Unerwarteten bereitzuhalten, ist das Fest, jedes Mal wiederholt es das Versprechen eines möglichen Risses im unerbittlichen Gefüge der Zwänge um uns her. Jedes Fest stellt aufs Neue die schwierige Aufgabe, uns auf die Begegnung mit dem Unbegreiflichen feiernd einzustimmen, ausnahmsweise dem Besonderen einen Raum zu öffnen, in den es eintreten kann. Das Kommende aber liegt außerhalb unserer Macht, wir können uns ihm bloß etwas

mehr öffnen oder verschließen. Gewiß, wie alle Ziele wird auch dieses meistens verfehlt, selten führt die Annäherung über einen Abglanz der ersehnten Erscheinung hinaus. Wird solch glänzender Augenblick gewährt, dann ist die gesamte Unmöglichkeit in ihm gegenwärtig, der Zweck des Festes erfüllt, sein Ziel erreicht. Es war fruchtbar. Wenn sogar die flüchtigste Erscheinung ausbleibt, dann war aller Aufwand im Dienst an der festlichen Form vergebens. Der prunkvolle Glanz, die heitere, erwartungsvolle Stimmung, das verschwenderische Mahl und der Trunk sind weder Zweck noch Ziel, sondern sie dienen der Steigerung unseres Hierseins, auf daß uns im Rausch der Feier Unfaßliches begegne. Selten jedoch führen die üblichen Feste, die ihrer Gewöhnlichkeit wegen den Namen nicht verdienen, über volle Bäuche und schwere Köpfe hinaus; außer Magenbeschwerden und Müdigkeit bringt man nichts heim. Hat die Menge der Dinge jeden Ausweg verstellte und ist die Beschwörung wieder mißlungen, so muß sie ein andermal aufs Neue gewagt werden. Lebenslänglich werden wir es immer wieder wagen müssen. Es ist die eigentliche Aufgabe unseres Festes. Wie sehr wir uns auch vorbereiten, hier wie überall liegt das Maß des Gelingens nicht in unserer Hand. *Eros* gewährt die Grenzüberschreitung, wirkt die Annäherung ans Unheimliche. Ob auf dem Höhepunkt Gottheit oder Tier erscheint ist einerlei, beides läuft aufs Gleiche hinaus: auf Erschrecken!

Erstaunen, damit beginnt alles, dem folgen Erschrecken, Entsetzen sogar. – Sollte es tatsächlich Sterbliche geben, die nicht wissen, wie erschreckend *Eros* ist? Wem *Eros* niemals in die Flucht getrieben und panischen Schrecken eingejagt hat, dem ist er in keinerlei Gestalt begegnet! Der Unerschrockene kennt weder den *Eros* der Rede, des Wortes, das uns tatsächlich durch all unsere Masken hindurch anspricht und unsere Seele berührt, noch den *Eros* des Geschlechtes, das uns immer wieder Heimat verspricht. Und schon gar nicht weiß er, daß beide Erscheinungen einerlei sind, beide gewähren Annäherung, die verspricht, daß wir uns verlieren dürfen. Ja, im dem Ersehnten werden wir uns verlieren, daher empfinden wir, die wir hegend und pflegend um unser Selbst in ständiger Sorge sind, Grauen, wenn es uns nahe kommt, entsetzt weichen wir Selbstherrlichen ihm aus und werden doch unwiderstehlich angezogen, hineingezogen. Unser unstillbares Sehnen nach Berührung und Heimat jenseits unserer Gewöhnlichkeit, nach einem Sturz über Grenzen hinweg ins Unheimliche wirkt der kleine *Eros*. Seiner wahnsinnigen Macht zum Trotz gilt dieser bedauernswerte Gott als der bedürftigste seiner Sippe, unfähig seine Sehnsucht zu stillen, getrieben von Träumen irrt der Arme heimatlos durch dunkle, regennasse Straßen, um schließlich auf steinernen Schwellen in zugigen Hauseingängen vor verschlossenen Türen zu schlafen. Unweigerlich steht seiner Gefolgschaft, zu der wir in unseren besten Tagen alle gehörten, das gleiche Schicksal bevor. Dies Verhängnis läßt sich nur vermeiden, wenn man ihm, durch Erfahrung gereift, die Gefolgschaft aufkündigt und sich für ein fades, unfestliches Hiersein entscheidet, dem mit den Jahren kaum einer entgeht. Wer dem einen Verhängnis entkommt, wird sogleich in das andere verstrickt. Unerschrocken lebt er sich dann für den Rest der gegebenen Zeit durch eine endlose Folge von Alltags hindurch. – Aber bei einem ordentlichen Fest können den ärmsten und bedürftigsten der Götter weder *Lukullus* noch *Bacchus* ersetzen, schon gar nicht der behäbige

Gambrinus mit seinem schweren Bier. Guter Wein jedoch fördert diesen Geist, im Triumphzug des Dionysos ist er immer dabei. Jedoch ist hierbei Vorsicht geboten, Götter lassen sich nicht zwingen, sondern wollen gebeten sein. Sollte sich trotz erlesener Weine der Eros des Geistes an einer Tafel nicht einstellen, möge wenigstens das Tier erscheinen und uns für einige Augenblicke von der langen Weile unserer Gewöhnlichkeit erlösen.

Ein Fest, dessen Mittelpunkt tatsächlich das Essen ist, taugt nur für Gruppen oder Sippen, die ohne das Wagnis der Nähe reibungslose Gemeinsamkeit zelebrieren möchten, um danach ungestört zu schlummern. Sie gleichen den Leuten, die Dionysos mißbrauchen, indem sie Wein trinken, um traumlos zu schlafen. Die unverbesserliche Gefolgschaft der Eroten aber wurde nicht in solchen Sippen sozialisiert. Dem Knaben leuchtete die hellenische Maxime, die man fahrlässiger Weise in den Schulen immer noch erwähnt, unmittelbar ein, wonach die schwarze Suppe in Freiheit genossen dem üppigen Wohlleben der Unfreiheit unbedingt vorzuziehen ist. Solch grundsätzliche Einsichten brennen sich früh ein und lassen sich später kaum noch korrigieren. Der von solchen Bildern heimgesuchte ist für seine Gesellschaft beinahe verloren. Im Gegensatz zu den veröffentlichten Ansichten neuerer demokratischer Politiker sieht er, seinen Heimsuchungen folgend, keinesfalls einen quasi naturgesetzlichen Zusammenhang zwischen Freiheit und Wohlstand. Im Gegenteil, großer Wohlstand erfordert die fortschreitende Organisation und Bündelung von Arbeitskraft, um mehr Wert aus den Menschen herauspressen zu können, somit verlangt er die wachsende Verknechtung vieler Menschen, um seine Pyramiden zu errichten, seien sie aus Stein oder Autos oder Schuhen oder Akten oder Daten, Butter oder Bomben sind einerlei für die Produktion. Rüstig arbeiten ganze Völkerschaften an dieser grandiosen Verdinglichung der Welt, verstellen die kleinsten Fluchtwege mit ihrem Zeug und erdrücken mit sperrigen Dingen jene feiner gesponnenen Nester, in denen seit jeher Menschen beheimatet sind, in denen sie eigentlich leben und weben. Von einer wachsenden Wand der Dinge umstellt vermag kaum einer am Horizont einen Schimmer der schwindenden Freiheit zu entdecken, schließ wir der Verlust nicht mehr gespürt. Mit wachsendem Wohlstand wird der Kerker immer perfekter. Nein, nein, Freiheit und Wohlstand gehören unmöglich zusammen. Ohne Verzicht auf die Pyramide der Dinge ist das Fest der Freiheit unmöglich.

Verzicht? Wiederholt sich so die alte Leier von der Askese im festlichen Gewand? Großen Aufwand mit einem Mahle kann man sich nur leisten, wenn man genügend Sklaven für diesen Dienst zur Verfügung hat. Sklaven aber machen Sorgen. Und dann soll der ganze Aufwand auch noch gewürdigt werden, kleinlich wird auf die Anordnung der Gedecke geachtet, die Güte der Speisen gewürdigt und vorsichtig Konversation getrieben. Verzicht befreit, der Verzicht auf Unwichtiges, Hinderliche und Störendes, das uns wegen des zeitraubenden Aufwands, der mit den Dingen um uns herum getrieben wird, von Wichtigem abhält: dies sind und bleiben unsere Tischgespräche. Die schwarze Suppe der Freien wird nicht mit griesgrämiger Mine gelöffelt. Zu lebendigen Gesprächen schmeckt die einfachste Kost, belehrte den Knaben der griechische Gastarbeiter, während sie dicke Scheiben vom Schinken schnitten und Landwein tranken. Selbstverständlich! Weshalb sonst muß man

reden? Kein gelungenes Gelage ohne schöne Frauen, deren lieblicher Blick ein glitzerndes Versprechen von Allem und Nichts ist. Solch ein Gespräch ist köstlich, ist weit und breit das Schönste unter der Sonne. Nein, nein, keinesfalls bleibt ein Fest wegen seiner Blumengebinde und Gerichte, dem Hokusfokus mit dem *Ambiente*, wie sie es nennen, in guter Erinnerung, sondern es verdankt seinen Nachruhm, den dabei erlebten Reden. Hat sich redliche Begeisterung eingestellt, wird noch viel später gefragt und besprochen: wer war dabei und sagte was, wie wurde geantwortet, welche Andeutungen wurden gemacht, welche Angriffe geführt, brillant pariert, wer kam bloß anstandshalber oder gar nicht, welche Beziehungen wurden geknüpft, gingen vielleicht zu Bruch, wer ging mit wem fort in die Nacht. Unmöglich gelingt ein Fest in domestizierte Umgebung. Wo sollte die feierliche Begeisterung herkommen, wenn Ausgelassenheit und Übermut unter der Kruste altbackener Zwänge erstickt werden? Manchmal hilft aus solcher Sackgasse Väterchen Alk hinaus, aber oft sind sogar seine Bemühungen vergeblich. Redliches Feiern bedarf der Spannung einander begehrender, belauernder, rivalisierender, wacher Menschen, die noch manchen Strauß miteinander auszufechten haben, weil sie einander bedürfen, die endlich ihre Reden schwingen können und miteinander fechten wollen, wenn sie festlich gestimmt zusammenkommen. Eine bessere Gelegenheit wird es nicht geben. Selten sind gute Feste geworden. Um die gedeckten Tische herum versammelt sich meistens satte Bürgerlichkeit, die sich, nachdem alle verfügbaren Einkünfte und Frauen verteilt sind, in ihrer selbstherrlichen Ruhe wenig Aufregendes sagen will.

Der Eintritt oder die Begegnung, die Annäherung ist nur im Offenen möglich. Das Offene aber schwindet. Die Leistungsgesellschaft kennt keine Feste, in ihrer geschlossenen Gesellschaft wurden die Feiern der Völker durch die Show ersetzt. Dieser Verlust ist unerfreulich. Die Entspannung und der Zeitvertreib an ihrem sogenannten Feiern Abend gleicht keinem Höhepunkt, keiner Hoch-Zeit des Lebens. Indem die Leistungsgesellschaft die Welt hinwegarbeitet, beseitigt sie auch die Freude. Ihre Wahrenwelt kann nur ein Surrogat bieten; Ersatzstoffe wie im Krieg.

Mit den Festen schwindet auch der redefrohe Tischgenosse. Der streitbare Redefreund ist eine der möglichen Erscheinungsformen eines deutschen Idealisten oder vielleicht auch die Wiederholung einer antiken Lebensform; jedenfalls ist er weder ein Negerhäuptling noch ein moderner Mensch. Dem redlichen *para sites*, dem Besitzer am gedeckten Tisch, waren die Tischgespräche immer wichtiger als das Essen selbst. Ein üppiges Essen mit schlechten Reden reizt ihn zum Erbrechen. In schlechter Gesellschaft kann er sich nicht einmal mit der Würze böser Sprüche etwas Luft machen, weil am Tisch keiner sitzt, der sie schmecken kann. Wer kocht schon gerne für sich allein? Wo aber die Redefreunde zusammenkommen wird ein schlechtes oder einfaches Mahl mit dem Maß der dabei geführten Reden samt dem dazu genossenen minderen Wein von Stunde zu Stunde besser, bleibt auch in der Erinnerung lebendig und trägt mitunter sogar späte Früchte. Manche dieser Tischgespräche werden noch nach Jahrtausenden weitererzählt, an ganz anderen und verwandelten Tischen werden die Fäden ihrer seinerzeit begonnenen Reden wieder aufgenommen und weiter gesponnen. Ihre unverbesserliche Neigung und Abneigung, die genau genommen eine grundsätzliche Vorliebe ist, verbindet den gerade

anwesenden Redefreund mit lange vergangenen Vorläufern oder Vorsitzern am Tisch. Wenn man die Grenzen der Zeit nicht allzu genau und kleinlich eng faßt, wobei einem schlichter Landwein behilflich sein kann, ist ein beredter Tischgenosse selten einsam oder allein. Der große Haufen der gerade Abwesenden sitzt, geladen oder ungeladen, mit ihm zu Tisch und redet munter mit. Mag es dabei auch noch so drunter und drüber gehen, einig sind sich alle redefrohen Genossen in einer, seinerzeit aktenkundig gewordenen wesentlichen Forderung eines ihrer Protagonist: Sokrates verlangte öffentlich und mit guten Gründen an Stelle der ihm von seinen Mitbürgern angebotenen Todesstrafe die Speisung auf öffentliche Kosten; viel weitergehende weltliche Forderungen stellt unsereiner selten, der Rest mag sich finden.

Auf meinen Streifzügen durch Kneipen und Kaffees komme ich selten mit Deutschen ins Gespräch. Sie treten meist Zweisam oder in Gruppen auf, ebenso wie in den Betrieb wirken sie eingespannt in dem gerade anliegende Programm ihrer Freizeit und zeigen keine Neugierde auf einen fremden Menschen. Zeit, Lächeln, Getränke oder Gespräche sind genau bemessen. Frauen auf solchen Streifzügen ins Gespräch zu locken, ist beinahe unmöglich. Sie haben es nicht nötig oder fürchten die Offenheit, das erschreckende Erscheinen des Eros, der unsere Seele töten kann? Jedenfalls sind sie fast immer in Gesellschaft. Sie müssen nicht alleine auf Streifzüge ausgehen, sondern werden abgeholt oder haben sich mit der Freundin verabredet und sitzen züchtig am Tisch mit abweisend gebogenen Rücken und zusammengesteckten Köpfen. Frauen, so hört man, wollen ordentliche Feste feiern, die nichts unvorhergesehenes stört. Also wollen sie keine Feste feiern, sondern bloß ihre Küche vorstellen. Auf meinen Streifzügen begegnen mit vorwiegend Touristen, Neger, Araber, Streuner und andere Heimatlose unserer Städte.

Freitag, 29. November 2002